

Rings um Manon Lescaut 1933.

Von Kurt Glaser.

Wer als Deutscher an die französische Literatur herantritt und sich für sie nicht um ihrer selbst willen interessiert, wird sich an dem bunten Spiel wechselseitiger Beziehungen erfreuen können, die deutsches und französisches Schrifttum verbinden. Für viele in Deutschland — und ein ähnliches gilt für Frankreich — ist das Vorhandensein solcher Beziehungen überhaupt erst die Voraussetzung ihres wissenschaftlichen Anteils am Stoff. Manche Forscher können sich nur für Fragen begeistern, die durch die Richtung auf große, über die eine oder andere Literatur hinausgehende Gesichtspunkte und weitausschauende Berührungslinien Bedeutung gewinnen. An hervorragenden wissenschaftlichen Erscheinungen neuerer Zeit kann man beobachten, wie sie durch ein solches Verhältnis zum Stoff zwar der Gefahr entgehen, in die Enge der Betrachtung gedrängt zu werden, wie sie dafür aber der nicht minder großen Gefahr zueilen, über die weiten Ausmaße an Stoff und Gedanken zu Fall zu kommen. Solchen Erfahrungen gegenüber ist es vielleicht doppelt geboten, auch einmal an ein Werk heranzutreten, das an sich zunächst eine Einmaligkeit bezeichnet, das aber, wie zuletzt wieder die treffliche Studie von Hugo Friedrich (Abbé Prévost in Deutschland, 1929) gezeigt hat, eine über die Grenzen der französischen Literatur hinausreichende Bedeutung erlangt und im Wandel der Literatur zu einem großen Schicksal berufen wurde, an des Abbé Prévost Roman Manon Lescaut.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ladet dazu ein. Wenn die Anzeichen nicht trügen, so schießt man sich in Frankreich an, in diesem Jahr das Zweihundertjahrfest von Manon Lescaut zu begehen. Die Sache entbehrt nicht einer gewissen Komik. Der Roman, den man in das Jahr 1733 verlegt, ist in Wirklichkeit schon zwei Jahre früher im 7. Band der Mémoires et aventures d'un homme de qualité herausgekommen. Das wußte schon Hermann Suttner, dessen Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert zuerst 1880 erschienen ist. Sainte-Beuve,

der um die Mitte des 19. Jahrhunderts die literarische Kritik in Frankreich beherrschte, hatte als erster bereits im Jahre 1853 in einem Artikel seiner *Causeries du lundi* die Notwendigkeit einer Erörterung der chronologischen Frage zugegeben, auch wenn er für seine Person an 1733 als Erscheinungsjahr festhielt. In seinem Buch über den Abbé Prévost (1896) hat H. Harrisse jetzt ein für allemal das Nötige über die chronologische Frage gesagt. Aber das Gesetz der Trägheit gilt allezeit auch für Irrtümer. Die Manon-Lescaut-Schwärmer wollen nicht von dem Jahr 1733 lassen und, was nicht weniger sonderbar ist, sie führen den Roman mit Vorliebe in dem Wortlaut einer zwanzig Jahre später veröffentlichten Ausgabe an. Diese kleine Verwirrung gewinnt ihre Bedeutung erst im Zusammenhang mit Fragen, die über das Chronologische hinausgehen: welche Änderungen hat der Abbé Prévost zwischen 1731 und 1753 vorgenommen und welche Zwecke verfolgte er dabei? Im *Avis de l'auteur* zu seiner Ausgabe von 1753 spricht er selbst von *un grand nombre de fautes grossières qui se sont glissées dans la plupart de ses éditions, von quelques additions qui ont paru nécessaires pour la plénitude d'un des principaux caractères*. Welches sind diese fautes grossières, welches diese additions? Ist dem Verfasser in allem, was er behauptet, zu trauen? Ist nicht vielleicht, wie Eugène Lasserre in seinem Buch *Manon Lescaut de l'Abbé Prévost* (1930) gezeigt hat, das im Spiel, was der Franzose die *Sorge um die conclusion morale du livre* nennt? Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen. Der Verfasser hat so mancherlei und merkwürdige Schicksale durchgemacht, daß sein Leben romanhaft, abenteuerlich anmutet. Forscher, die sich den wechselvollen Erlebnissen des Abbé Prévost gegenüber beengt fühlten, haben darum ihre ganze Kraft aufbieten müssen, um „Rettenungen“ zu schreiben. Harrisse macht aus seinem Helden fast einen Heiligen; Schroeder, der zwei Jahre später ein Buch über den Abbé Prévost veröffentlichte (*Un romancier français au XVIIIe siècle: l'Abbé Prévost. Sa vie. Ses romans. 1898*), glitt über vieles leicht hinweg; Hubert Gillet, der Herausgeber von *Manon Lescaut* in der *Bibliotheca Romanica* verweist in seiner dem Text vorausgeschickten Einleitung kurzerhand alles, was die zeitgenössischen Quellen an Nachteiligem zu berichten wissen, in das Reich der Fabel; André Thérive, der 1926 eine Ausgabe des Textes von 1753 mit den Lesarten der Erstausgabe veranstaltete, ist der Gefahr der Schönfärberei nicht entgangen. Das Eine haben diese Untersuchungen (und mit ihnen noch andere, die hier beiseitegelassen werden müssen) gelehrt, nämlich daß die Bio-

graphie nur den Ausgangspunkt des Romans beisteuert (der also nicht, wie der Historiker Michelet glaubte, eine Lebensbeichte darstellt) und daß für seine Wertung die Verknüpfung mit den herrschenden Zeitströmungen entscheidend ist, daß der Roman selbst auf einer Grenzscheide literargeschichtlicher Entwicklung steht. Wäre das Literargeschichtliche alles, was es zu bewältigen gilt, so könnte die in Frankreich rührige Forschung all der Fragen, die sich da ergeben, rasch und mit wissenschaftlicher Sicherheit Herr werden. Aber hinter der Literaturgeschichte lauern andere Gewalten, die mit Forschung herzlich wenig zu tun haben.

Alle Forscher sind sich darin einig, daß Manon Lescaut einen starken Einfluß auf die Literatur der Folgezeit ausgeübt und daß, wenn jemals ein Literaturwerk der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts das Gepräge der Zeit durchbrochen hat, daß es dann Manon Lescaut war. Auch der Altmeister der französischen Literaturgeschichte, Gustave Lanson, geht hier mit. In den letzten Ausgaben seiner *Histoire de la littérature française* macht er einen bemerkenswerten Zusatz, der früher (noch 1912) fehlte: *Prévost fut aussi peut-être l'écrivain qui traduisit le mieux les premières langueurs romantiques de l'âme française. Il faut s'arrêter à son oeuvre et la regarder de près quand on étudie les origines nationales du romantisme. Das ist im Vergleich zu der Auffassung, wie sie die heutige Manon-Lescaut-Forschung vielfach vertritt, noch verhältnismäßig vorsichtig ausgedrückt. Das einschränkende peut-être ist nicht nach aller Sinn, und die Studie von Woodbridge, auf die sich Lanson beruft, ist in der Zwischenzeit längst durch andere Arbeiten von französischer Seite überholt worden, und diese Arbeiten haben mit wachsendem Eifer das zu erweisen gesucht, was Lanson als die origines nationales du romantisme bezeichnet. Die Entscheidung der Manon-Lescaut-Frage im Sinn des nationalfranzösischen Ursprungs der Romantik ist aus einem wissenschaftlichen Problem zur nationalen Ehrensache geworden. Die Ansicht, daß die Romantik ein Fremdkörper in Frankreich sei, der Niederschlag europäischer Geistesentwicklung und weltbürgerlicher Geisteshaltung, hatte früher unbeschränkte Geltung. Fanatiker der Wissenschaft in Frankreich hatten sich sogar dazu verstiegen, die Romantik als eine von außen eingeführte Pest, als eine Verirrung der französischen Seele anzusehen, für eine Krankheit des französischen Geistes zu erklären. In Pierre Lasserres Buch *Le romantisme* (1907) hat diese Ansicht ihre schroffste Fassung gefunden. Gelehrsamkeit fließt in ihm mit starrer Ablehnung alles Unfranzösischen und Europäischen zu einer eigentümlichen Mischung zu-*

sammen. In der letzten Zeit ist es in Frankreich etwas stiller geworden, auch wenn nach Lafferres Tod Charles Maurras und mit ihm andere immer noch kräftig gegen Romantik, Europäertum und Deutschland weiterlärmen. Auf die temperamentvolle Ungebärdigkeit folgte die mehr ruhige, sachliche Erörterung. Der wissenschaftliche Anstoß, nationalistisch genährt, drängte die Forscher zweifachen Zielen zu.

Zunächst galt es, die Auseinandersetzung mit dem klassischen Prinzip vorzunehmen. Mit Stolz erinnerten sich auch die Manon-Lescaut-Forscher daran, daß die französische Literatur im Zeichen der Klassik ihren Siegeszug durch Europa angetreten hatte. Klassische Kunst, klassische Vollendung haften der Literatur wie ein Zauber an. Was mit Klassik in Berührung kam, war geadelt, der Unsterblichkeit geweiht. Dem Bann solcher Vorstellungen unterlagen selbst die jungen Romantiker, die sich vor hundert Jahren um Victor Hugo scharten. In den Tagen, da zwischen Klassikern und Romantikern der leidenschaftliche Streit um Hernani ausgefochten wurde, rühmten sich die Romantiker, Klassiker inmitten der Romantik zu sein. Wie weit es ihnen mit einer solchen Beteuerung, über die nicht bloß Zeitgenossen den Kopf schüttelten, überhaupt Ernst sein konnte, mag dahingestellt bleiben. Legouvé, Jules Janin, Sainte-Beuve haben an die Ehrlichkeit des Bekenntnisses geglaubt und haben ihre Gelehrsamkeit eingesetzt, um die Berechtigung einer solchen widersinnig klingenden Auffassung zu erweisen. Bergson, der Philosoph, Mornet, der Literaturhistoriker, sind ihnen in unsern Tagen in einigem Abstand gefolgt, und ganz kürzlich erst (1932) hat Pierre Moreau ein Buch *Le classicisme des romantiques* erscheinen lassen, in dem er die innere Verknüpfung der Romantik mit dem klassischen Geist dartun wollte. Es sind rührende Versuche, die auf Wiederherstellung häuslicher Eintracht bedachten Eheleuten oder nach politischer Einheit strebenden Völkern alle Ehre machen könnten: zu betonen, was eint, zu vergessen, was trennt.

Die Erörterungen greifen auch auf Manon Lescaut über. Paul Hazard, der an der Universität in Chicago im Sommer 1928 Übungen über Manon Lescaut veranstaltet und die Untersuchungen seiner amerikanischen Hörer in einem Buch (*Etudes critiques sur Manon Lescaut*, 1929) vereinigt hat, sieht in dem Roman die Wesensart der Klassik, den folgerichtigen Ordnungssinn ausgeprägt, und auch Pierre Trahard liebäugelt in seinem (bis jetzt dreibändigen) Werk *Les maîtres de la sensibilité française au XVIIIe siècle* (1931—1932) mit einer Deutung im klassischen Sinn, aber dann drängt ihn die Überlegung wieder von

dieser Linie ab. Er muß feststellen, daß es dem Roman an simplicité, ordonnance et clarté fehlt, daß der Verfasser n'est pas de ceux qui se contiennent et se surveillent; il s'abandonne au courant et se laisse entraîner aussi loin, même plus loin qu'il ne le faut. Des Griefs habe nur de rares moments de lucidité. Nun, wenn ein Held sich nicht in der Gewalt hat, kann er als klassischer Held nicht in Frage kommen. Wenn Trahard dann weiter die Romankunst Prévosts der der Madame de La Fayette gegenüberstellt und schreibt chez celle-ci une manière directe, sobre, contenue, une analyse étroitement limitée et merveilleuse de justesse; chez celui-là une manière diffuse, abondante, prolix, une analyse largement ouverte et riche de sensations, so legt er auch damit ein Geständnis ab, das gegen eine Deutung von Manon Lescaut im klassischen Sinn spricht. Auch in anderer Beziehung erheben sich gewichtige Bedenken. Schon Michelet, der sich sonst des öfteren in Sachen Manon Lescaut irrte, hat in dem Abbé Prévost einen libertin erkannt. Hazard ist jetzt derselben Meinung. Daß libertinage aber sollte etwas mit klassischer Haltung zu tun haben? Oder soll die Überzeugung von der allüberwindenden Kraft der Klassik so weit getrieben werden, daß man glaubt, sie gehe auch aus einem solchen Bund geläutert und siegreich hervor? Klassik ist Idealisierung des Lebens, die die Bändigung des Individuellen durch eine konstruierte Normalität zur Voraussetzung hat. In Manon Lescaut aber herrscht eine Lebensnähe, für die das Wort Realismus kaum noch hinreicht. Trahard selbst drängt sich der unmoralische Charakter des Romans auf. Er glaubt die schlimmsten Folgerungen beiseite zu räumen, wenn er argumentiert: Si donc ces romans paraissent immoraux, c'est parce que la vie est immorale. Aber für Trahard ist nicht die klassische These das Entscheidende. Sein Blick ist auf ein anderes Ziel gerichtet, und dieses heißt Deutung von Manon Lescaut als Zeugnis einer frühen Romantik.

Mit dieser Fragestellung drängt die Literaturforschung einer neuen Aufgabe zu. Sie geht darauf aus, die Romantik als französische Geistesleistung zu erweisen und mit der bislang auch in Frankreich herrschenden Auffassung vom europäischen Ursprung der Romantik abzurechnen. Joseph Texte hatte in einem dicken Buch Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire au XVIIIe siècle (1895) die europäische Bedingtheit der Romantik mit vorbildlicher Umsicht und Gründlichkeit entwickelt. Vor ein paar Jahren noch hat seine Auffassung in Louis Reynaud (Le romantisme. Ses origines anglo-germaniques, 1926), in Paul Van Tieghem (Le mouvement roman-

tique, 1912 und *Le préromantisme. Etudes d'histoire littéraire et européenne*, I 1924, II 1930), in Henri Tronchon (*Romantisme et préromantisme*, 1930) sachkundige Verteidiger gefunden. In den Erörterungen, die hin- und herlaufen, geht es noch um ein anderes als nur um eine glatte sachliche Stellungnahme für und wider. Es tritt in ihnen auch eine beachtenswerte Unterschiedlichkeit der literargeschichtlichen Methode zutage. Tronchon wie schon früher Terte und ähnlich Reynaud gehen mehr stofflich-positivistisch zu Werk. Van Tieghem handhabt die gleiche Methode, die er mit der größeren Weite des Blicks, wie sie dem vergleichenden Literaturhistoriker eignet, zu hoher Vollkommenheit führt. In stärkerem Maße als Tronchon hat er eine vertiefende Auswertung seines gewaltigen Stoffes durchgeführt, den er aus den Literaturen von ganz Europa schöpft und selbst aus Ungarn und der Türkei herbeiholt. Der Satz vom europäischen Ursprung der Romantik ist in Frankreich seit Terte nicht mehr mit gleicher Gelehrsamkeit verfochten worden.

Der Gegenangriff erfolgte von Seiten der mehr seelengeschichtlich und geisteskundlich gerichteten Literaturforschung. Das Angriffsfeld ist für sie so günstig wie nur möglich. Es muß einmal offen ausgesprochen werden: das seelenkundlich-geisteswissenschaftliche Prinzip, in dem heute manche der Weisheit letzten Schluß sehen, soll man in seiner Bedeutung für die Literaturforschung nicht überspannen, denn im Grunde besagt die Dichtung für die Geisteskunde nicht mehr als Wissenschaft, Philosophie, Weltanschauung, religiöse und politische Ideen. Der Fall der Romantik aber ist besonders gelagert. Wenn irgendwo von der Literaturgeschichte etwas für die Seelen- und Geistesgeschichte zu holen ist, dann dürfte es in der Romantik sein. André Monglond, der Verfasser eines zweibändigen Werks *Le préromantisme français* (1930), und Trahard haben die Situation geschickt (aber, wie mir scheint, ohne Kenntnis der grundsätzlichen Seite der Sachlage) ausgenutzt. Beide wollen die Streitfrage lösen aus einer neuen, revidierten Deutung des Begriffs Romantik heraus. Sie werfen die Frage auf, ob nicht der Franzose ebensogut wie jeder andere Europäer von Natur die Eignung zum Romantiker in sich trage. Die Vorstellung von einer Romantik vor der Romantik, wie sie sich in dem neugeprägten Wort *préromantisme* ausdrückt, gibt ihnen die willkommene Handhabe, weit zurückliegende Zeiten und Dichter für die Romantik in Anspruch zu nehmen. Bereits 1883 hat der alte Deschanel in seinem Buch *Le romantisme des classiques* einer solchen Auffassung vorgearbeitet und sogar Racine, dem typischsten der französischen Klassiker, romantische Veranlagung

nachweisen wollen. Aber seine Beweisführung (wenn man überhaupt von einer solchen reden kann) hat nicht den Eindruck verwischen können, daß keiner mehr über eine solche Deutung seiner Kunst überrascht gewesen wäre, als gerade Racine. An Deschanel knüpft inhaltlich Mornet an. Sein *Romantisme en France au XVIIIe siècle* (1912) legt zielbewußt und kenntnisreich die Verschlingung philosophischen und romantischen Geistes im 18. Jahrhundert dar. Auch für ihn reicht die Romantik von 1830 in ferne Zeiten hinauf — jusqu'à des sources lointaines. Der Grundgedanke seines Buchs ist in dem Satz zusammengefaßt: Par mille issues le XVIIIe siècle a vu jaillir et parfois couler en flots profonds tout ce que les George Sand ou les défenseurs d'Hernani revendiqueront comme leur conquête. Aber Mornet hatte noch nicht die letzten Folgerungen aus solchen Einsichten gezogen und die letzte Grenze zwischen der Romantik im weiteren Sinn und der Romantik als Schulformel (oder, wie er sagt, als doctrine de gens de lettres) verwischt. In diesem Zusammenhang verdienen Estèves *Etudes de littérature préromantique* (1923) um so mehr Erwähnung, als der Verfasser schon 1907 ein kenntnisreiches und vielbeachtetes Buch über Byron und die französische Romantik (*Byron et le romantisme français*) vorgelegt hatte. Von den Meinungen anderer grenzt Eugène Lasserre in seinem Buch über *Manon Lescaut* in oft recht origineller Weise seine eigene Ansicht ab. Er erkennt wohl, daß von *Manon Lescaut* Linien nach der Romantik hinüberlaufen, aber er sieht auch, daß noch erheblichere Unterschiede walten. Das Leben, das *Manon* und Des Grieux führen wollen, ist so ganz unromantisch; es ist das ruhige, spießbürgerliche Dasein, nicht das Leben, das sich George Sand und Musset erträumten. Die Liebe, für die Romantiker eine Quelle des Glücks, ein Jungbrunnen des Genies, ist in den Augen des Abbé Prévost eine harte, qualvolle Schule; sie ist nur ein notwendiges Leiden jugendlicher Naturen, aber kein auf das ganze Leben berechneter, beseligender Zustand. Monglond geht weiter als seine Vorgänger. Er beginnt sein auf vier Bände berechnetes Werk mit den entschuldigenden Worten *Ce n'est pas moi qui ai découvert le préromantisme*, aber dann legt er in breiter Beweisführung dar, daß die Romantik ihre Wurzeln in der französischen Seele hat: *n'allons pas croire que le romantisme soit dans notre littérature un simple accident, le produit artificiel de l'influence anglaise ou allemande*. Er sucht, mit den *Liaisons dangereuses* von Laclos beginnend, das 18. Jahrhundert nach *préromantiques* ab und findet solche in *Letourneur*, *Ducis*, *Diderot* und weiter

zurück in den Streitern der Querelle des Anciens et des Modernes, ja schließlich auch in Racine, dessen Phèdre sich eine Zusammenstellung mit Manon Lescaut gefallen lassen muß. Auch mit Prévost als Romantiker setzt er sich auseinander. Er findet, was den Verfasser anlangt, daß sein Leben nicht hätte plus romanesque sein können, daß der Roman selbst einen accent de René verrate und dadurch an Chateaubriand gemahne. Es ist allmählich eine Kunst oder vielmehr geradezu ein Kunststück geworden, sich auch inmitten solcher Gedankengänge, die an sich ganz einfacher Natur sind, mit den überall eingreifenden Fragestellungen nach dem Wesen der Romantik auseinanderzusetzen und sich in den vielartigen Vorstellungen zurechtzufinden, die das Wort Romantik bei denen, die sich seiner bedienen, auslöst. Die Schwierigkeiten, die in der Auswertung und Vieldeutigkeit des Begriffs liegen, türmen sich; Begriffsbestimmungen schwirren durch die Bücher und Zeitschriften; jeder zimmert sich seine eigene Vorstellung zurecht, in die dichterische, geistige und weltanschauliche Inhalte und Werte hineingelegt werden mit der Absicht, die Wesenhaftigkeit einer Geistesbewegung zu bannen, deren Spielraum weit über Frankreich hinausreicht. Grundsätzliche Gesichtspunkte, große, aus der Vergangenheit durchlaufende Linien, Zufälligkeiten persönlicher Stellungnahme dieses oder jenes Dichters werden zusammengefügt und wieder geschieden. Philologen und Literaturhistoriker reden aufeinander ein und aneinander vorbei; sie laufen Gefahr, bald nicht mehr verstanden zu werden. Alexis François hat mit philologischem Auge die Terminologiegefahr gesehen. Um Klarheit zu schaffen, hat er sich aus der Erforschung der Geschichte des Wortes romantique geradezu ein Sondergebiet gemacht, dem seine große Belesenheit und sein außergewöhnlicher Fleiß gelten. Das deutsche Seitenstück zu seinen Studien bildet das Buch von Richard Ullmann und Helene Gotthard, Geschichte des Begriffs Romantisch in Deutschland (1927). François sucht zu einseitig Zeugnisse für das Vorkommen des Wortes zusammen, die er in seinem Beitrag zu den *Mélanges d'histoire littéraire générale et comparée* offerts à Fernand Baldensperger (1930 I. S. 321 ff.) schließlich in der Form eines Wörterbuchartikels ausbreitet. Vor lauter lexikographischem Eifer dringt er nicht zur Synthese der in dem Wort liegenden Bewußtseinsinhalte und Vorstellungskomplexe vor. So teilt er das Schicksal anderer und muß es sich gefallen lassen, daß kein Literaturhistoriker recht auf ihn hören kann, keiner die von ihm gefundenen Wortdeutungen für seine Untersuchungen verwerten will. Sein gegenteiliges Bekenntnis, daß er

a eu la bonne fortune de ne pas passer inaperçu klingt zu optimistisch. Darf man sich da noch wundern, wenn man von den Bemühungen der deutschen Forschung um eine Klärung des Begriffs Romantik in Frankreich wenig merkt? Der Versuch, die Romantik ihrem Wesen nach zu bestimmen, mag auf deutscher Seite hier und da zu weit getrieben worden sein, namentlich dann, wenn er begrifflich-verstandesmäßig geführt wurde. Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens liegt im Wesen der Romantik selbst begründet. Die Romantik ist eine Lebensstimmung besonderer Prägung. Hinter allem, was sie uns übermittelt, liegen geheime Sinn- und Lebenswerte, weiche Schwingungen der Seele oder des Gedankens, die im Menschen geschaut und aus ihm erfaßt sein wollen. Aber daraus darf man noch nicht (wie dies von französischer Seite neuerdings so gern geschieht) die Berechtigung herleiten, alle Versuche, die Romantik als Gesamterscheinung begrifflich zu klären, von vornherein abzulehnen und sich einem wichtigen Versuch literargeschichtlichen Begreifens zu verschließen. Was hilft es — um nur einige Namen zu nennen — wenn Fritz Strich die Romantik als europäische Bewegung auf ein paar Seiten scharf umreißt (Festgabe Heinrich Wölfflin, 1924), nachdem er 1922 in seinem Buch Deutsche Klassik und Romantik beide ihrer inneren Art nach trennen gelehrt hatte? Was hilft es, wenn J. Petersen in seinem Buch Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik (1926) grundsätzlich wichtige Betrachtungen vorlegt, die, über den eigentlichen Zweck, dem sie galten, hinausgehend, sich zu einer „Einführung in die moderne Literaturwissenschaft“ weiten? Was hilft es, wenn Franz Schulz in einer auch für Franzosen lesenswerten Zeitschrift, der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (1924, S. 349 ff.), den literargeschichtlichen Terminologien und Begriffen Romantik und romantisch in einer auch geschichtlich geführten Studie nachgeht? Was wird es helfen, wenn erst neuerdings wieder in derselben Zeitschrift (1932, S. 648) H. Heiß die „Reglementierung“, die „überindividuelle Disziplin“ als zum Wesen der Klassik gehörig beachten lehrt? Nicht einmal von dem, was die zünftigen Literarhistoriker im eigenen Lager zur Sache schreiben, nimmt man drüben gebührend Kenntnis. René Bray löst bei manchen Achselzucken, bei manchen gar Entsetzen aus, weil er in seinem Buch La formation de la doctrine classique en France (abgeschlossen im September 1926) auf Grund einer geschichtlich geführten und darum von vornherein zur Mißachtung verurteilten Untersuchung seinen Landsleuten noch einmal zu

Gemüt führt, daß la soumission à la règle est l'article essentiel du credo classique, daß der triomphe de l'autorité sur l'indépendance, de la discipline sur l'insubordination den klassischen Geschmack bestimme. Solche Belehrungen werden von französischer Seite, mehr als gut ist, für überflüssig gehalten. Der Vorwurf trifft auch Monglond. Begriffliche Klarheit ist nicht seine stärkste Seite. Er entschädigt dafür durch eine feinsinnige Kunst, mit der er den Gefühlscharakter der französischen Literatur in beachtenswerten Leistungen herauszustellen weiß. Konflikte zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Gewissen sicht er auf seine Art aus. Bei ihm tritt ein grundsätzlicher Fehler, der überhaupt doktrinär veranlagten Literaturhistorikern zum Verhängnis wird, stark in die Erscheinung, nämlich daß er qualitative Unterschiede in seelischer oder künstlerischer Art nur noch als graduelle ansieht. Wer ein paar Wallungen, die romantisch anmuten, aufzuweisen hat, ist sofort Romantiker. Das wäre gerade so, als wenn man die Dichter des 16. Jahrhunderts, die gekünstelte Wendungen gebrauchen und greifbares Gefühl für präziöse Stilgebung besitzen, für die Preziosität des beginnenden 17. Jahrhunderts in Anspruch nehmen und Saint-Gelays neben Voiture im Hôtel de Rambouillet einen Platz anweisen wollte. Jemand, der ein paar Gedichte verfaßt, hat nicht sofort Anspruch darauf, als Dichter zu gelten. N'est pas poète qui veut! Bis zu dem innersten Wesen der Romantik, mag man es in dem Sieg der Phantasie über die Proportion, in dem Drang nach dem Unendlichen und Ewigen oder in dem Bewußtmachen des Unbewußten suchen oder als expansion sentimentale, als frissons métaphysiques oder sonstwie bestimmen, dringt keiner von denen vor, die Monglond für Wegbereiter der Romantik oder gar für Romantiker hält. Das Weltgefühl, das sie beseelt, ist zu wenig gleichmäßig in ihnen entwickelt, die irrationalen Elemente, die eine Beschränkung oder Aufhebung des klassischen Gleichmaßes bedingen, sind bei ihnen noch zu unterschiedlich vertreten; die Umsetzung bisher vorhandener Werte in neue ist nur in schwachen Anfängen vorhanden. Entscheidend ist und bleibt, daß alles, was an sogenannten vorromantischen Regungen auf dem Boden der klassisch-rationalistischen Literatur in Frankreich erwachsen ist, sich erst durch den seelischen Riß, den Rousseau bedeutet, durch die Prägung, die er gab, zu wirklicher Romantik gewandelt hat. In dieser Fassung des Problems, das Monglond, wo es auftaucht, immer wieder zu rasch entgleitet, liegt der Kern der Sache verborgen, und es ist, gegenüber dem Ganzen, das die Romantik bedeutet, eine Frage von untergeordneter

Wichtigkeit, ob man sich den Kopf darüber zerbrechen soll, wie weit die französische Seele mit einem romantisme avant la lettre gediehen ist.

Trahard ist etwas vorsichtiger als Monglond, insofern er in der Vielheit der Faktoren, die die Romantik bedingen, nur einen einzelnen, nach seiner Meinung entscheidenden, herausgreift, die Empfindsamkeit. Wie Monglond fühlt auch er sich schicksalsverbunden mit seinem Stoff und setzt Gelehrsamkeit und Geschmack ein, um seinen wissenschaftlichen Glaubenskampf zu kämpfen. Mit tiefdringender Analyse sucht er den Seelengehalt der Literatur des 18. Jahrhunderts für seine Zwecke auszuschöpfen. Er verspricht sich davon mehr als von der Herleitung der romantischen Bewegung aus europäischen Zusammenhängen. Seine Auffassung vom romantischen Menschen aber ist darum reichlich eng geblieben. Sie übersieht, daß der *homme sensible* noch keineswegs der *homme romantique*, zumal im späteren Sinn, ist. Sein Werk, so dankenswert es in seiner Art ist, gehört zu denen, die ihre Aufgabe darin erblicken, etwas, was in der Forschung bisher mehr im Hintergrund gelassen worden war, um jeden Preis in den Vordergrund zu schieben. Ich wenigstens wüßte nicht, welcher Literaturhistoriker jemals so eigensinnig gewesen wäre, den Dichtern der französischen Klassik oder Nachklassik jede Gefühlsinnerlichkeit abzusprechen und sie zu herzlosen, gefühlarmen Holzklößen zu machen. Auch das, was Trahard über *Manon Lescaut* zu sagen weiß, kommt wenig oder gar nicht über das hinaus, was andere gefunden hatten. Und doch hat seine These vom *Abbé Prévost* als *maître de la sensibilité* von vornherein mehr für sich als die klassische These. Der erste Eindruck, den der Roman macht, spricht durchaus zu ihren Gunsten. Er setzt mit einem packenden Appell an das Herz, an Mitleid und Rührung ein. Die Helden sind weiche Seelen; sie schwanken zwischen Freude und Trauer, Hoffnung und Verzweiflung; sie stehen nicht fest im Leben, nicht fest in ihren Gefühlen. Jedes Erlebnis wühlt eine Welt von seelischen Erregungen und Gefühlswallungen in ihnen auf; sie sind überschwänglich in den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft, deren sie nicht Herr werden können. *Tourments de l'amour, ivresse de l'amour, faiblesses d'amour* — so schallt es uns aus dem Roman entgegen. Mit dem rein Literaturgeschichtlichen aber ist es auch für Trahard nicht getan. Auch er hat seine Hintergedanken. Er will gegen die Geringschätzung ankämpfen, mit der von französischer Seite über die eigene Literatur geurteilt wird. *Maurice Barrès* hat seinen Zorn heraufbeschworen, weil er die Literatur des 18. Jahrhunderts als minderwertig ablehnt und die ganze Zeit, die

ihm unsympathisch ist, kurzerhand opfern will. Dem Verfasser der *Déracinés* und der *Colline inspirée* können Diderot und Rousseau und alle andern nun einmal nichts mehr geben. Trahard aber erkennt auch in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts eine hochstehende, nationale Leistung, die es zu verstehen und zu lieben gilt. Auch die von Barrès mißachteten Schriftsteller sind nach seiner Auffassung dazu berufen, mitzuarbeiten an der Bewahrung und Mehrung der Errungenschaften der französischen Vergangenheit. In der Romantik rauschen auch für ihn Quellen, die aus der französischen Seele fließen. Sieht man aber genauer zu, so wird es nicht allzu schwer fallen, sehr viel von dem, was Trahard als eigentümlich französisch in Anspruch nimmt, auch außerhalb Frankreichs wiederzufinden. Van Tieghem, der vergleichende Literaturhistoriker, schaut hier besser durch als der Professor der französischen Literatur im lieblichen Dijon.

Das Beispiel der Manon-Lescaut-Forschung ist bezeichnend für die Haltung weiter Kreise der französischen Literaturhistorik. Mit rascher Wendung werden Gesichtspunkte in die Debatte geworfen, die zunächst nicht im Stoff, auch nicht im Umkreis des Stoffes liegen, die sich aber unter der Hand zu Hauptfragen wandeln. Einem kühnen Griff ist es vorbehalten, Weltanschauungsproblemen eine Fassung zu verleihen, die sich erst aus einer auf spätere Entwicklung zurückblickenden, nachträglichen Betrachtung ergibt. Ein solches Vorgehen aber schließt Nachteile in sich. Im Namen der Wissenschaft glaubt man bald vieles, wenn nicht gar alles sagen zu dürfen, und nichts ist leichter und verlockender zugleich, als Gegenwartsgedanken und Gegenwartserkenntnisse beliebig weit oder beliebig stark in die Vergangenheit zurückzuverlegen und in die exakte Forschung Gefinnungen zu gießen, in deren Betätigung man sich mit der herrschenden Meinung seines Volks ein weiß. Es erweckt Befriedigung, wenn man Literaturwerke, die nach gewöhnlicher Auffassung aus zeitlichen und anderen Gründen der Klassik fernstehen, für die Klassik in Anspruch nehmen, wenn man durch ihre Abstempelung in klassischem Geist den Schatz der zur Unsterblichkeit vorausbestimmten Leistungen mehren und so die Gesamtmasse der Literaturschöpfungen in ihrer Stoßkraft stärken kann. So wie die Dinge heute liegen, vermag man sich aber nicht des Eindrucks zu erwehren, daß die wissenschaftliche Begründung im Vergleich zur Absicht der Forschung für manche mehr nebensächlicher Natur ist. Begriffliche Scheidungen werden aufgelöst, gelockert oder ignoriert. Zeiten und Zeitunterschiede werden ineinandergeschoben, um die letzten Bedenken

zu beseitigen. Es klingt so schön, wenn man einen Roman wie Manon Lescaut triumphierend der „europäischen“ Romantik entgegenhalten und sich an dem Gedanken weiden kann, daß in ihm der „französische Geist“ zu romantischer Besinnung erwacht war, ehe noch das Ausland auf Frankreich einwirken konnte. Innere Befriedigung über die Unübertrefflichkeit französischer Kulturleistung mischt sich mit dem kühnen Versuch, weite Blickpunkte zu gewinnen und folgenschwere Schlüsse zu ziehen. Wenn Frankreich im Zeichen dieses Geistes in das Manon-Lescaut-Jahr eintritt, kann die Wissenschaft nicht sonderlich gewinnen, auch wenn noch weiterhin so viel Gelehrtes über Manon Lescaut geschrieben wird.